

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 15.

Mittwoch, 19. Januar.

1916.

(D. Fortsetzung.)

## Serenissimus.

(Nachdruck verboten.)

Eine Geschichte aus dem Moskito von Felix v. Stenglin.

Der Herzog ging eine ganze Weile im Saal hin und her. Wie Meutenschläge hatten ihn die Worte des eifernden Geistlichen getroffen. Entsetzliche Bilder stiegen in seiner Phantasie auf. In rasendem Tummel der Lust sah er die Frauen den Männern nachjagen, sie durch die Häuser, über die Felder, bis in die Büsche verfolgen. Sie rissen auch seine nächste Umgebung mit fort; Veronika griff nach Himmelfort, Alalaja nach Rabenhorst, die dicke Ginster war hinter Dunkelstein her, und seine leibliche Schwester winkte Ambrosius Kieselhaber zu...

Mit Gewalt machte er sich frei von diesen teuflischen Eingebungen, ja er setzte sich gegen den zur Wehr, der sie in ihm hervorgerufen hatte. Sein herzogliches Selbstbewußtsein gewann neue Kraft. Schlank aufgerichtet wandte er sich dem Hofprediger wieder zu.

„Eure Worte wären geeignet, mich tief zu erschüttern, aber ich muß offen gestehen, daß ich doch nicht ganz begreife. Saget selbst! Wenn ein Erlaß wie der meine, ein unbedeutendes Stück Papier mit einigen schlichten Bestimmungen, die lediglich begangenes Unrecht gut machen, künftigen Unrecht vorbeugen sollten, wenn dieser schwache Wunsch und Wille eines einzelnen — mag er auch ein Fürst sein —, wenn dieser Hauch eines vergänglichsten, irrenden Menschen imstande ist, Sitte und Anstand — die doch wohl tief im Menschen verankert sein sollten, nicht wahr? — komplett über den Haufen zu blasen — ja was bedeuten sie dann überhaupt, diese Sitte und dieser Anstand? Was haben sie bisher bedeutet? Habt Ihr es denn nicht verstanden, durch Eure Arbeit die Sitte so tief in den Gemütern zu befestigen, daß sie ein klein wenig standzuhalten vermag? Wozu habt Ihr durch die Jahrhunderte auf die Menschen eingewirkt, sie mit allen Höllestrafen bedroht, wenn ihr ganzes Wesen umschlagen kann, sowie ihnen ein Weg frei gemacht wird, sowie eine Meile — ja nur scheinbare — Lockerung der Zügel eintritt? So sind also Eure Bemühungen von der Wiege bis zum Grabe vergebens? Ihr habt meine sujets um keinen Schritt aus dem Naturzustande emporbringen können, um keinen erbärmlichen Schritt?“

Das Auf- und Abwandelu Seiner Durchlaucht war in gelinden Sturmschritt iberggegangen. Er schwieg eine Weile und blieb endlich vor dem Hofprediger stehen.

„Und ich?“ fragte er heftig. „Ich erreichte nicht, was ich wollte, au contraire, ich häufte meine Verantwortung ins ungemessene, nur weil Ihr mir nicht genug vorgearbeitet habt!! Welche Entdeckung, Herr Hofprediger, welche fürchterliche Entdeckung!“

Der Geistliche war sichtlich erschreckt über die Strafpredigt, und wenn er sich auch nicht für besiegt hielt, so schwieg er doch vor dem Borne seines Herrn. Dieser sah einige Augenblicke sinnend zu Boden, dann traf den

Hofprediger ein fragend ernster Blick, und elegischer als bisher sagte der Herzog:

„Und wir selbst, Ihr und ich? Was kann unsere eigene Sitte wert sein, wenn die menschliche Natur so grenzenlos schwach ist? Wie werden wir selbst vor Versuchungen bestehen, wenn sich eines Tages die Schranken ein wenig, nur ein ganz klein wenig verschieben? Parbleu, ich befürchte, wir werden vor uns selber Angst bekommen.“

„Der Panzer unseres Glaubens wird uns schützen“, erwiderte Carminius mit neu gewonnener Zuversicht, „Des bin ich gewiß in Christo. Euer Durchlaucht aber werden den Weg finden.“

„Galt!“ Serenissimus hob den Kopf. „Ich sehe, daß Ihr unerschütterst seit, aber den Weg müßtet Ihr finden, mein Herr Hofprediger, Ihr! Ich wünsche, daß meine Ordre respektiert werde. Ich verlange, daß Ihr ihrem Geiste nachlebt und üblen Folgen zu begegnen versteht. Andernfalls müßtet Ihr aufhören, Schafe zu weiden. Bon soir!“

14.

Der nächste Morgen brachte die fürchterliche Bestätigung von der Schwäche der menschlichen Natur.

Als der Herzog in aller Frühe das Arbeitszimmer des Kandidaten Ambrosius Kieselhaber betrat, fand er diesen in einer schrecklichen Verfassung. Bleich, gebeugt, die stieren, vortretenden Augen auf den Herzog gerichtet, stand er am Tisch.

„Was ist Euch? Seid Ihr krank?“

Da senkte Kieselhaber tief auf und antwortete mit schwacher Stimme, fast flüsternd:

„Euer Durchlaucht bitte ich um gnädigste Enthebung von meinem Amt, da ich mich nicht mehr würdig fühle, es zu verwalten.“

„Erklärt Euch deutlicher!“ sagte Serenissimus, nahm Platz und blickte erwartungsvoll in Kieselhabers Annus-fündergezicht.

Der begann sich eine kleine Weile, dann brachte er, offenbar unter Anstrengungen, folgendes hervor:

„Schon seit geraumer Zeit hatte ich das Gefühl der Nichtigkeit meiner Aufgabe gegenüber, da ich Tag und Nacht an schweren Anfechtungen gelitten, die ich in meiner sündhaften Schwäche nicht überwindern zu können glaubte. Endlich hat mein Schicksal mich ereilt.“

Stodend berichtete er weiter. Mit einem klagenden Mädchen, das sich gefürchtet habe, allein zu kommen, sei eine Freundin erschienen, die ehrbare Tochter eines Seilermeisters, und ob nun göttliche oder teuflische Mächte es gewesen seien, die ihn in ihren Bann schlügen, er vermöge es nicht zu sagen, genug, die glatten, roten Wangen des Mädchens, ihre kräftig schlankte Gestalt, das Frühlingswehen draußen in der Natur, die ersten Rosen, die Nachtigallen oder was sonst haben seine durch die seitherige Beschäftigung geschwächte, zermürbte Natur überwältigt und seinen geistigen Menschen dem irdischen untertan gemacht. Daher müsse er jetzt schmählich um seine Entlassung



und um die Erlaubnis zu seiner Verehelichung bitten, da er dieselbe Strafe wie die anderen verdient habe und auf sich zu nehmen entschlossen sei.

Serenissimus sah lange, in tiefes Nachdenken versunken, da, ohne auf diese Selbstanklage zu antworten. Er machte sich Vorwürfe, weil er eine reine, gott-ergebene Seele in Sünde und Wirnis geführt, die urwüchsige Kraft dieses tüchtigen Jünglings gebrochen habe. Doch dann meldete sich eine andere Stimme in ihm, die da sagte, das alles sei der Lauf der Welt, und im Frühling mühten sich nach Gottes Willen alle Geschöpfe zueinander finden — warum nicht auch die Menschen? Endlich erhob sich Seine Durchlaucht, musterte den zerfnirschten Kandidaten und sagte dann: „Kopf oben! Eure Entlassung ist Euch in Gnaden gewährt. Für eine Stelle werde ich sorgen. Und wenn Ihr Nachwuchs haben solltet, bittet mich zum Paten!“

Da stürzte Nielhaber vor und küßte seinem gütigen Herzog tief bewegt die Hand.

Serenissimus ging hinaus und wunderte sich selbst darüber, daß er so gelinde gewesen war.

Natürlich war es nicht leicht, einen neuen Verwalter der Cheshamter zu finden. Serenissimus beauftragte Wächle, einstweilen die Stelle des Kandidaten für bestimmte Stunden des Tages einzunehmen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Seine Durchlaucht durch dies Erlebnis tiefer berührt worden war, als es zuerst den Anschein haben mochte. Wenn Prinzessin Emilie in dieser Zeit äußerte, daß sie die „Entscheidung“ für den bevorstehenden Geburtstag ihres herzoglichen Bruders erwarte, und wenn sie dabei einen halb zärtlichen, halb ängstlichen Blick auf den Herzog warf, so wies dieser alle derartigen Besorgnisse zwar von sich, aber es überkam ihn trotzdem ein gewisses Gefühl der Unruhe und Unsicherheit gegenüber den möglichen Wendungen des Schicksals. Eine Art Verzagttheit erfaßte ihn. Und so blieb denn auch die Unterredung, die er bei einem Besuch des Rathauses mit dem Bürgermeister hatte, nicht ohne Eindruck auf ihn.

Der Bürgermeister ergriff die Gelegenheit beim Schopfe, auch seinerseits auf die Unzulänglichkeiten aufmerksam zu machen, die für Stadt und Land — in bürgerlicher Beziehung — infolge des Moral-Erlasses eintreten müßten. Er meinte, daß bei Fortbestehen der Verordnung unzweifelhaft eine Überbevölkerung und damit eine Minderung des Wohlstandes im ganzen Herzogtum zu erwarten sei. So viele Menschen, wie wahrscheinlich in den nächsten Jahren geboren werden würden, vermöge das Land nicht zu ernähren. Der ehrenhafte Bürgermeister bat, Seine Durchlaucht möchten huldvollst sein Auge zwanzig Jahre nach vornwärts richten, auf die Zeit, da all dieser Nachwuchs groß sein werde, und andächtig bedenken, daß dies Zueinanderstreben der Menschen — besonders wenn es in demselben Tempo wie in den letzten Wochen weitergehe — die Arbeitsgelegenheit vermindern, die Armenhäuser füllen, Mißbräuche und Nöte aller Art empor-schießen lassen werde.

Dem Einwurf Serenissimi, daß Seuchen und Kriege da wie immer in der Welt einen Ausgleich herbeiführen würden, hielt der Bürgermeister entgegen, daß darauf nicht mit Sicherheit zu rechnen und solches zu vermeiden ja doch auch eigentlich immer die hohe Aufgabe der jegensreichen Regierung Seiner Durchlaucht gewesen sei.

Der Herzog nickte wohlwollend, doch immerhin recht ernst, und begab sich zu seinem Wagen. Auf der Fahrt ins Schloß schwebten ihm allerhand schreckliche Bilder vor. Er sah schon all diese Mengen Volks das Land überfluten, rauben und morden, weil sie nichts zu essen hatten, und endlich vor sein Schloß ziehen, um von ihm Rechenschaft zu fordern.

Er wurde recht nervös, der arme Herzog. Bald wollte er dies, bald jenes. Bald hoffte er alles, bald sah er ein, daß er nichts vermochte. Er hatte Rabenhorst und Veronika miteinander vermählt, aber sie zu-

einander bringen — nein, das konnte er nicht. In früheren Zeiten hätte er vielleicht zu Rabenhorst gesagt: „Marsch, geht zu Eurer Frau und bleibt bei ihr, bis ich Euch rufen lassen!“ Aber der Heroismus seiner Natur schien ihm abhanden gekommen. Er fürchtete, die Sache durch seinen Eingriff nur noch schlimmer zu machen. Er traute keinem mehr. Vorläufig wandelte Aglaja noch wie die Mondflüchtige auf dem Dach, er wollte sie nicht durch sein Anrufen zum Sturz bringen. Er fand, daß ihre Munterkeit schon verloren gegangen sei. Und dann er selbst . . . wenn er sie ins Gebet genommen hätte . . . Nein, er traute sich selbst nicht mehr.

Wächles amtliches Wirken begann unter erschwerten Umständen. Die mehr oder weniger erzwungenen Ehen hatten allerhand Mißstände im Gefolge. Junge Frauen klagten wegen schlechter Behandlung. Ehemänner beschwerten sich darüber, daß ihre Frauen, nachdem sie ihr Ziel erreicht hatten, ihr Wesen veränderten, und daß aus girrenden Lämmchen bössartige Drachen würden. Eine behauptete, ihr Mann habe ihr mit Gift vergeben wollen, eine andere, er bestimme sich nicht um sie und ziehe ihr jede andere Frau vor. Es galt, fortwährend zu vermitteln, zu trösten, abzuweisen.

Endlich bemerkte der Herr Chirurgus, als er Seiner Durchlaucht Schröpfköpfe wegen seiner Wallungen nach dem Kopf setzte, er halte es nicht für ausgeschlossen, ja für höchst wahrscheinlich, daß aus diesen Verbindungen mißgestaltete Kinder hervorgehen und die Rasse von Weinburg-Lauringen entwertet würde.

Dies war dem Herzog zu viel. Er sprang auf, so daß dem Chirurgus der Schröpfkopf aus der Hand fiel, und erklärte sich für vollkommen gesund. Kaum war er angekleidet und der brummende Chirurgus abgezogen, als Serenissimus seinen Jagdwagen befahl. Die Mauern seines Schlosses, seine lustigen Gärten, alles bedrückte ihn. Es schien ihm alles gekünstelt, gewollt. Er lechzte nach Natur. So fuhr er denn in den Bergwald nach seiner Försterei Hennerbach, wo er den alten Förster Röder besuchen wollte, einen schlichten, derben Mann von gesundem Verstand. Bei dem wollte er einen Tag inmitten der Natur verleben und sich an Leib und Seele erfrischen.

Serenissimus sah ganz allein im Wagen, vor ihm der Kutscher und der Leibjäger. Sobald der Wagen die Ebene verließ und ins Tal des Hennerbaches kam, wurde ihm freier zumute. Die Wiesen im Grunde waren noch nicht geschnitten, bunte Blumen sahen zwischen dem Grase hervor. Eine Weile ging's im Trabe neben dem rauschenden Bach entlang; erstaunt sahen die Kinder an den Mühlen dem Gefährt nach, und ein Müllersknecht griff wohl an die Mütze. Festlich hatten sich die Tannen mit jungem Grün geschmückt. Dann ging's steil hinauf zwischen dunklem Wald, endlich über eine Bergwiese zum Försterhaus. Der alte Förster mit dem mächtigen grauen Bart trat an den Wagenschlag und begrüßte seinen Herzog mit den Worten: „'s isch nit die Möglichkeit, Seine Durchlaucht höchstselber!“ und die erwachsene Tochter stand in der Tür und trocknete sich die Hände, die sie schnell gewaschen hatte, in der Schürze ab, denn es konnte sein, daß Seine Durchlaucht seine fürstliche Hand hinreichte, wie er schon öfter getan.

Der Herzog nahm einen Imbiß, dann ging er mit dem Förster durch den Wald und ließ sich von seinen Bäumen erzählen. Endlich kam's ganz von selbst so, daß Serenissimus, von seiner quälenden Stimmung befreit, dem alten Diener sein Herz ausschüttete.

(Fortsetzung folgt.)



Ein verlорener Sohn lernt wieder an sich selbst glauben, wenn andere ihm vertrauen: denn er sieht in solchem Vertrauen sein verlорenes gegangenes Ideal, und macht sich auf, es wieder zu gewinnen.  
Henry Drummond.



# Weihnachten an der Westfront.

Vom Kriegsfreiwilligen Pionier J. J. M. Grom.

Nach dem Regen, der gar nicht aufzuhören scheint, kamen wir von unserem Dienste in unser Quartier in dem Grenzdorfe an. Der Weihnachtsbaum stand noch in der Ecke, wie ihn die Natur erschaffen hat. Heute soll ja der heilige Christabend sein, und wir müssen ihn feiern, wie wir es auch zu Hause bei unseren Lieben getan haben. Also schnell ans Werk. Ein Christbaumständer war schnell aus einigen Brettern hergestellt, und unser Kamerad Dr., kurzweg der Kölner Hannes genannt, schmückte den Tannenbaum. Er zeigte dabei ein ganz besonderes Geschick. Seidenpapierschnitzeln sollten heute einmal den Schnee vorstellen; Engelhaar sowie Kerzen und Zubehör brachte schon einige Zeit vorher ein Liebespatenchen aus dem schönen Wiesbaden. Nachmittags 4½ Uhr war die Weihnachtsbescherung durch die Kompanie. Ganz besondere Freude machte uns das; wie die Kinder waren wir. Sehr schöne Sachen kamen zur Verteilung: Wäsche, Taschmesser, Harmonikas, Zigarrenetuis, Brieftaschen usw. Ganz besonderen Spaß machte uns die Weihnachtsgabe unseres Kameraden Ki. Dieser wusch sich nämlich so gerne, und erhielt er u. a. ein Handtuch und ein Stück Seife. Er ist von Beruf Schlosser und die schwarze Farbe gewöhnt. Unser Kompanieführer leitete selbst die Verteilung.

Am Abend hielten wir unter uns Kameraden eine Weihnachtsfeier ab. Mein Korporalschaftsführer ließ es sich nicht nehmen, das schöne Fest in unserer Mitte zu erleben. Punkt 7 Uhr saßen alle um den im Festschmuck prangenden Christbaum herum. Die Kerzen wurden angezündet, doch der Strahlenglanz konnte die Freude unserer Augen nicht überstrahlen. Einige Zeit waren alle in Gedanken versunken. In den Augen der rauhen Krieger, die an Sturm und Wetter gewöhnt, zeigten sich Tränen. Doch die Freude siegte; plötzlich erscholl das schöne Lied, das uns an seltsame Kindheitstage erinnerte: „Stille Nacht, heilige Nacht, alles schläft, einsam wacht.“ Das Herz hob sich mit einem Male, und die Gedanken schweiften hin zur fernen Heimat, zu unseren Lieben, die jetzt auch unserer gedachten. Ja, schwer ist es, Weihnachten fern von seinen Angehörigen zu feiern, schwerer noch, Weihnachten im Kriege. Aber die Pflicht rief uns; vergessen haben wir alle Sorgen heute Abend, Weihnachten wollen wir feiern, so recht von Herzen. Diesen Vorsatz hatten wir gefaßt, und er kam zur Geltung. Mein Freund R. hielt dann an uns eine Begrüßungsansprache, worin er insbesondere unseres guten Korporalschaftsführers gedachte. Glück wünschte er uns allen und ein recht frohes Weihnachtsfest. Er betonte besonders, daß es ihm vergönnt sei, im Felde ein Weihnachtsfest zu feiern unter Brüdern. Es ist wahr, einer sieht den andern als seinen Bruder an. Sehr schön und trostvoll ist es, unter fremden Menschen eine solche Einigkeit zu finden, wie es bei uns der Fall ist. „Einigkeit macht stark“, sagt das Sprichwort, und durch die Einigkeit ist es uns gelungen, einen Kriegswihnachtsabend zu veranstalten, der uns in Erinnerung bleiben wird. Im nahen Priesterwalde hörte man das dumpfe Gedröhne der Granaten und Schrapnells, welche nur den Menschen den Tod geben können. In unserer düsteren Stube aber überlöteten die herrlichen Weihnachtslieder das Getöse des Kampflärmes. Bei uns konnte man an diesem Abend nur Frieden und Freude finden. Mein innerstes tiefes Empfinden konnte ich nicht verbergen und ich hielt auch an meine Kameraden einen Vortrag über das Thema „Weihnachten daheim und Weihnachten im Felde“. Mit Freude und Begeisterung hörten sie auf meine Worte. Es sprach ja nicht mein Mund zu ihnen, sondern mein Herz. Am Mitternacht erschloßen die Kerzen am Weihnachtsbaum. Das Lied: „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all“ bildete den Schluß unserer trübigen Feier. Müde legten sich alle zur Ruhe, um am anderen Tage mit neuer Kraft die hohe Aufgabe zu erledigen, die unser Kaiser an uns gestellt.

Nicht nur, daß wir für unser eigenes Interesse und unsere Freuden Sorge trugen, nein, auch unserer Mitmenschen gedachten wir, und zwar in erster Linie der Einwohner, ganz besonders der Frauen und Kinder des Dorfes, in dem sich unser Standort befindet. Dieselben sind durch die Kriegswirren zum Teil in erhebliche Not geraten. Denen nun auch eine Weihnachtsfreude zu bereiten, haben gute Soldatenherzen ihr Scherflein beigelegt. So wurden am 25. Dez. nachmittags 38 arme Kinder nebst deren Müttern mit Geschenken bedacht. Herzergreifend war es, in die unschuldigen

Auglein der lieben Kinder zu blicken, als sie in das Schulzimmer eingelassen wurden und den Weihnachtsbaum und ihre Geschenke sahen. Glaubten sie doch nicht, daß dieses Jahr das Christkindlein zu ihnen kommt. Die Ordensschwester, welche diese Schulen leiten, haben ihre Räume uns zur Verfügung gestellt. An der Wand war ein mit Kerzen beleuchtetes Bild, eine Krone, mit der Aufschrift „Gott mit uns!“, das übrige war mit Tannenzweigen dekoriert. Eine Krippe sowie der Tannenbaum waren geschmackvoll aufgestellt. Die Kinder begrüßten unseren Kompaniefeldwebel M. sowie alle Feldgrauen. Es folgten einige Musikstücke sowie Gesang, ausgeführt von einem in unserer Kompanie gebildeten Gesangsverein. Die kleinen Mädchen führten dann ein Theaterstück auf, welches ihnen sehr gut gelungen ist. Man ersah daraus, daß sowohl Lehrerin wie Kinder sich die größte Mühe gaben, uns Krieger auch eine Freude zu machen. Leutnant O., unser Kompanieführer, welcher sich diese Freude nicht entgehen ließ und zur Weihnachtsfeier erschienen war, hielt an die Einwohner des Dorfes eine begeisterte Ansprache. U. a. führte er aus, daß er, als der Barbarenhäuptling, wie man den Gutmütigen nennt, so etwas zuließ; denn er war es, der die Hand zu allem im Spiele hatte. Auch dankte er dem Gesangsverein, insbesondere dem Dirigenten, welcher so Erstaunliches geleistet hatte. Alles fiel zur Zufriedenheit allen Anwesenden aus. Die Kinder dankten den guten Feldgrauen Spenden für die ihnen erwiesene Freude.

So haben wir Weihnachten verlebt, Weihnachten an der Westfront. Wir hoffen, daß wir Weihnachten 1916 im Kreise unserer Lieben feiern. (Zens. M.)



## Aus der Kriegszeit.

**Gaeßler-Anekdoten.** Der nunmehr 80jährige Generalfeldmarschall Graf v. Gaeßler war stets mit Leib und Seele Soldat, und die verschiedensten Episoden aus seinem Leben zeigen ihn als das unübertreffliche Muster militärischer Energie. Als Vorgesetzter verlangte der Graf von seinen Leuten äußerste Pflichterfüllung, und er ließ von seinen Gefolgsleuten nicht ab, es sei denn, daß er sich, wie das folgende Geschehnis zeigt, höchstpersönlich von der Unausführbarkeit einer angeordneten Verrichtung überzeugte. Während eines Manövers war Graf Gaeßler zwei Tage lang mit seinen Mannschaften ununterbrochen durch stromenden Regen marschiert. Die Straßen waren vollständig aufgeweicht, Mann und Ausrüstung triefen von Wasser. Da meinte einer der Generale, daß die Leute einmüden und wegen der Nässe in Notquartieren abkochen sollten. Gaeßler aber hielt dies für überflüssig und gab einigen Infanteristen den Befehl, dem Regen zum Troste im Freien ein Holzfeuer anzumachen. Worauf einer der Musketiere sich die Bemerkung erlaubte: „Erzellt, das geht nicht!“ Da kniete Graf Gaeßler selbst vor dem Holzstoß nieder und versuchte, ihn mit Streichholz anzuzünden. Zwanzig Minuten mühte die Erzellt sich, im Strahenschmutz kniend, vergeblich ab, um schließlich aufzuspringen und auszurufen: „Die Truppen können zwei Stunden in Notquartiere einrücken. Ich habe mich selbst überzeugt, daß es diesmal wirklich nicht geht, denn das Holz ist zu naß.“ — Aber Gaeßlers Auffassung von der Standbeschre des Soldaten gibt eine lustige Überlieferung drastischen Aufschluß. Wenn der Graf in Mek einem Soldaten begegnete, der Pakete für die Frau Hauptmann eingeholt hatte oder etwa einen Kinderwagen schob, dann nahm er dem Mann das Paket oder den Kinderwagen ab und erklärte: „Mein Sohn geh' zu der Frau Hauptmann, deren Besorgungen du machst, und sage ihr, der Marschall Gaeßler sei der Ansicht, daß ein Soldat kein Dienstmädchen ist. Sage ihr weiter, daß ich hier auf sie warte, bis sie oder ihr Mädchen das Paket abholt.“ Und dann wartete der Feldmarschall mit dem Paket oder Kinderwagen, bis die Frau Hauptmann aufgeregt herbeieilte, um ihm seine Bürde abzunehmen. — Ein hübsches Erlebnis begegnete dem Feldmarschall in Mek, nachdem er das Kommando des 16. Armeekorps abgelegt hatte. Bei einem Besuch seiner früheren Garnison stieg der Graf in Begleitung seines Adjutanten den Berg zu dem nach ihm benannten Fort Graf Gaeßler empor. Als der Graf vor dem Tor der Festung angekommen war, trat der prästierende Posten vor und sagte mit fester Stimme: „Ich bitte um die Einlasskarte!“ Der Graf war im ersten Augenblick verblüfft, dann begann er, sich



und erwiderte: „Das ist gut, mein Sohn. Aber sagen Sie mal Ihre Instruktion, welche Personen dürfen das Fort betreten?“ Darauf der Posten: „Der kommandierende General, der Gouverneur von Mel und die direkten Vorgesetzten der in dem Fort lagernden Truppen.“ „Ich sehe“, erwiderte Haefeler, „daß Sie ihre Instruktion kennen. Aber mich müssen Sie doch auch kennen.“ „Zu Befehl“, entgegnete der Posten. „Sie sind Seine Exzellenz Generalfeldmarschall Graf Haefeler, der frühere kommandierende General des 18. Armeekorps. Aber um jetzt das Fort betreten zu können, haben Sie eine Eintrittskarte notwendig.“ „Das ist richtig“, mußte der Generalfeldmarschall zugeben, aber ich habe sie vergessen.“ Und da der Soldat hartnäckig bei seiner Instruktion blieb, mußte der Graf wieder den Berg hinabsteigen. — Das Interesse für die Jugend, das Graf Haefeler als Beschützer der Jung-Deutschland-Bewegung bewies, legte er schon früher einmal sehr deutlich an den Tag, indem er der Schuljugend seines Geburtsortes Harnetop persönlich Unterricht erteilte. Der Lehrer des Dorfes war während zwei Wochen verhindert, sein Amt auszufüllen. Infolgedessen wurde es notwendig, die Schule in Harnetop während der Abwesenheit des Lehrers ganz zu schließen, da kein Ersatz vorhanden war. Diese Sachlage entsprach nicht dem Pflichtgefühl des Feldmarschalls, der es nicht verantworten wollte, die Schuljugend seines Gutes außerhalb der Ferienzeit zwei Wochen lang ohne Unterricht zu lassen. Um dem Übelstand vorzubeugen, entschloß sich die greise Exzellenz, den Kindern einen Ersatz für den verlorenen Unterricht zu bieten. Der Feldmarschall versammelte deshalb täglich die Schuljugend in seinem Parke um sich, wo er sie mit großem Eifer und offener Lust und Liebe jeden Tag während einiger Stunden unterrichtete. Die Kinder hingen mit der größten Aufmerksamkeit an den Lippen ihres hochstehenden Lehrers, und sie füllten es sehr beklagt haben, als vierzehn Tage später der richtige Lehrer zurückkam, um den üblichen Unterricht in der Schulklasse wieder aufzunehmen.

**Trübe Weihnachten in Petersburg.** Es war, wie die „Njesch“ erzählt, ein recht trübes Weihnachtsfest, das die Petersburger in diesem zweiten Kriegsjahr begingen. Die Wespensabteilung der Stadtverwaltung hatte sich schon mit Nachbarnschaften zusammengeschlossen, um die Anforderung von Mehl, Fleisch und anderen Lebensmitteln zu ermöglichen. Inzwischen fanden auf der Wiborger-Seite Arbeiterunruhen statt, und 8000 Arbeiter meldeten dem Magistrat, daß sie in den Läden nichts zu kaufen bekämen und mit ihren Familien dem Hunger preisgegeben seien. Besonders stark machte sich der Mangel an Fleisch fühlbar. Die Schlächterläden haben zum großen Teil den Betrieb eingestellt, da sie keine Waren haben. Selbst für Lazarette wird die Fleischversorgung äußerst schwierig oder auch unmöglich. Die sättigenden Grützen, wie Graupen, Buchweizen- und Gerstengröße und dergleichen, sind fast gänzlich verschwunden. Am schlimmsten steht es aber mit der Mehlsversorgung der Nahrungsmittel. In langen Reihen stehen die Leute auf der Sadowaja und auf dem Wosnesenski-Prospekt und warten zu Hunderten auf die Reihenfolge vor den Läden, in denen die Ware schnell vergriffen ist. Dann erhebt sich ein drohendes Murren. Das Wespenskomitee hatte zum Weihnachtsfest eine halbe Million Pud Mehl, 50 000 Pud Butter und Hunderte von Waggons mit Eiern bestellt, aber aus Tomsk liefen täglich Telegramme ein, daß die Eisenbahnverwaltungen wegen Mangels an Waggons die Waren nicht verladen können. Die Preise der Eier sind demgemäß um — 100 Prozent gestiegen. Man erwartet, daß die unzufriedene Bevölkerung die Waren-schuppen am Alexandro-Newski-Lawy und Kalschnikow-Platz, wo noch Lebensmittel lagern sollen, stürmen wird. Die Behörden glauben durch Aufhebung der Mehl- und Brottage mehr zu erreichen, aber da hierfür noch keine Anzeichen vorhanden sind, wächst die Erbitterung der Massen, die bei dem ungewöhnlich starken Frost vergebens stundenlang vor den Verkaufsstellen harren müssen.

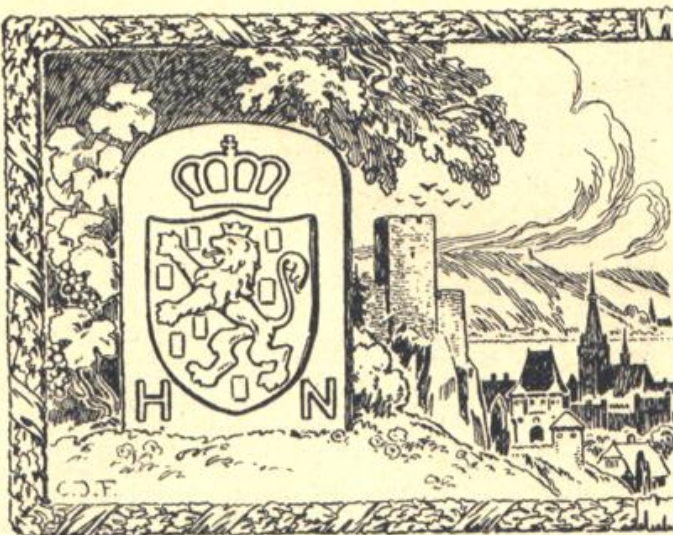
**Bilder aus Saloniki.** Die folgende Schilderung des Lebens in Saloniki findet sich im „Gaulois“: „Das erste, was man gegenwärtig in Saloniki lernt, ist die Übersetzung des Rufes „Achtung!“ in die verschiedensten Sprachen. In dem wirren Verkehr, der sich besonders in der Gegend des Hofens zusammendrängt, in dem Durcheinander von Soldaten, Beamten, Gänslern, Lastträgern und Volk.

„Attention“, „Bros“, „Destour“, „Barba“, „Geh-Lop“ — so tönen die Rufe von allen Seiten. Französisch, Griechisch, Spanisch in einer merkwürdigen Salonikier Aussprache, Englisch in allen Dialekten — von dem Dialekt der Westküste Irlands bis zu dem der Ostküste von Norfolk — alles ruft, tönt und wirbelt durcheinander, und für einen Sprachunkundigen ist es schwer, unangerepelt vorwärts zu kommen. Schwere Lastautos mit den französischen oder englischen Abzeichen donnern über das unebene Pflaster. Griechische Soldaten reiten auf ihren kleinen Pferden in langer Reihe aus der Stadt. Motorräder rattern fauchend und schwankend über die höckerigen Steine. Meierei der Alliierten Klappert durch eine Hauptstraße, Karren aller Arten und Größen polstern umher. Straßenhändler halten Hühner und Früchte fest. Patrouillen, deren Gemisch von Uniformen der verschiedensten Truppengattungen ihnen ein merkwürdig zusammengewürfeltes Aussehen verleiht, marschieren zu ihren Posten. Die Straßen dieser bunten Levante-Stadt spiegeln ein Weltbild von Beweglichkeit, Völkergemisch, Gesichtern und Geräuschen. Es ist, weiß Gott; schwer möglich, heute ruhig in Saloniki spazieren zu gehen. Saloniki gleicht den orientalischen Häfen des Mittelmeers, besonders in dem Unterschied des Bildes, das von fern — vom Meer aus gesehen — eine Stadt von eigenartiger und historischer Schönheit zu offenbaren scheint, in der Nähe sich aber als ein wimmelndes, nicht sehr reinliches Gemenge von Straßen und Häusern zeigt. Die Seeleute, die die Stadt von Bord ihrer Kreuzer im leise schaukelnden Golf durch den lichtglänzenden Morgennebel betrachten, beneiden die Soldaten, die in dieser schimmernden Stadt leben dürfen. Die Soldaten hingegen, die sich in den schmutzigen, von wenig erfreulichen Gerüchen erfüllten Straßen auf hügeligem Grund bewegen müssen, wünschen sich an die Stelle der Seeleute auf reinlichem Verdeck, umgeben von den blaugrauen Fluten der See. Jedenfalls ist Saloniki malerisch und reich an Bildern. Die Vergnügungen, deren man in Saloniki teilhaftig werden kann, beschränken sich auf ein Kaffeehaus, das mehr Gäste als Sitzgelegenheit hat; drei Kinematographentheater, die Abend für Abend dieselben uralten, verblassten Filme abrollen, ein Theater, dessen Leistungen nicht gerade künstlerisch zu nennen sind, und schließlich ein sog. „Gesundheitsbad“, dessen Besitzer infolge des regen Zuspruchs der Offiziere großartige Geschäfte macht. Von den Kaffeehäusern, an den Straßenenden, auf den Plätzen, überall haben sich jugendliche Stiefelpuher mit ihren kleinen Käjichen und Bürsten aufgestellt. Diese Puher, die man „Austros“ nennt, sind wahre Künstler in ihrem Fach. Und es ist schwer, sich ihren laut gellenden Aufforderungen zu entziehen. Doch Stadt und Umgebung werden vor allem von den Uniformen beherrscht, die in ihrer Vielfältigkeit das seltsame Durcheinander noch mehr zu verwirren scheinen. . .“

**Stöcke und Schirme als Pariser Straßenbeleuchtung.** Wie sehr die ehemals so lichtgewohnten Pariser unter der von Zepfelnuracht diktierten Verdunkelung ihrer Straßen und Plätze leiden müssen, geht aus einer Erfindung hervor, die in der französischen Hauptstadt neuerdings das größte Interesse erregt. Ein Pariser Kaufhaus hat nämlich, wie der „Gaulois“ voll Stolz berichtet, Stöcke und Schirme auf den Markt gebracht, die den im Dunkel der Nacht tappenden Pariser auf dem Heimweg von Theatern und Gasthäusern zur Beleuchtung dienen sollen. Die Krüden besagter Stöcke und Schirme sind nämlich mit einer winzigen elektrischen Lampe und einer Batterie versehen. Drückt man beim Umfassen der Krücke auf einen Knopf, so leuchtet das Lämpchen mild und geheimnisvoll. Wenn man dem Bericht des „Gaulois“ glauben schenkt, kauft halb Paris in den Abend- und Nachtstunden mit solchen leuchtenden Spazierstöcken und Regenschirmen umher, als sei die Stadt von Hunderten von beweglichen Glühwürmchen erfüllt.

**Ein Laufmittel des Mittelalters.** Von sehr eigenartigen Kriegsheilmitteln, die im Mittelalter im Gebrauch waren, erzählt ein im Jahre 1540 erschienenes Büchlein „Der rächende Samariter des Krieges“. Gegen Ungeziefer empfiehlt das Buch beispielsweise, eine kräftige Portion Wermut und die inneren Abschnitte von Pferdehufen zu nehmen, das alles in Lauge und Wasser zu fieden, darin das Hemd einzutauchen, und lasse es trocknen, so wird dir keine Laus darein kommen, und die darin fehn, herausmarschieren“.





# Alt-Nassau

Blätter für nassauische Geschichte  
und Kultur-Geschichte.

Monatliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 1.

20. Jahrgang.

1916.

(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

## Die älteren kirchlichen Verhältnisse des Dorfes Laufenselden.

Von W. Wüß.

Das in dem früheren Amte Hohenstein gelegene Kirchdorf Laufenselden war eins der größten Orte in der Niedergrafschaft Kapenelnbogen, welche bekanntlich nach dem Tode Philipps des Älteren von Kapenelnbogen im Jahre 1479 an Hessen, 1589 an Wilhelm von Hessen-Cassel kamen, und im Jahre 1443 durch Vergleich an Landgraf Ernst, den Stifter der Hessen-Rotenburgischen Linie, fielen, die seit dieser Zeit einen Reservat-Kommissar, einen zur Bewahrung landesherrlicher Vorrechte bestimmten Beamten, in St. Goar hatten. Die Pfarrstelle in Laufenselden muß zu dieser Zeit eine der besten in der Niedergrafschaft gewesen sein, Laufenselden war wenigstens damals bei jeder Vakanz ein vielumworbenes Liebling. Collator — Verleiher der Pfarrstelle war, wie Pfarrer Imhoff 1586 in einer Aufstellung der Einkünfte der Pfarrei sagt, der Landgraf von Hessen (damals Phil. Wilhelm) und ein Lager-, Stütz- und Steuerbuch von 1787 führt aus: Das Recht, die Pfarrei zu besetzen, Bestätigungsrecht der Geistlichen, die Bischofsrechte stehen gnädigster Herrschaft und höchstberod nachgeordnetem Consistorio zu Cassel ausschließlich zu. Die sich um eine freigewordene Pfarrei bewerbenden Geistlichen mußten sich bei dem Reservat-Commissar in St. Goar melden, dieser zog Erkundigungen ein und übermittelte die Meldungen mit seinen Vorschlägen dem Consistorium in Cassel, von wo aus die Ernennung erfolgte und die Bestallungsurkunde ausfertigt wurde.\*)

Nach Vogel soll 1301 Laufenselden eine Filiale von Kemel gewesen und zur Mainzer Diözese gerechnet worden sein. Diese Angabe wird durch folgende Urkunde bestätigt: 1301, 19. Dezember. Erzbischoff Gerhard II. von Mainz bekundet, daß Alheidis, Witwe des Ritters Heinrich von Heppinheste, die Capelle zu Laufenselden zur Ehre der heiligen Katherine neu gebaut und dotirt habe und gesteht derselben das Patronatsrecht auf Lebenszeit zu; nach ihrem Tode soll das Recht an den zeitigen Pfarrer zu Kemel, in dessen Kirchspiel die genannte Kapelle liegt, übergehen. — über die Einkünfte der Pfarrei Laufenselden gibt folgendes Schriftstück genaue Auskunft: „Verzeichnis aller liegenden Güter des Wiltumbhof der Pfarr Laufenselden zuständig, auch aller ledigen Zehnten und jährlichen Einkommens zu solcher Pfarr gehörig. Verzeichnet vom 15igen Pfarrherr daselbst Valentin Imhoff. In Weisen Bartholomäus Martin, Schultessen, Johannes Bain und Claus Buzbach, Gerichtspersonen. Den 1. Februar 1586. Wir lassen den weiteren Wortlaut in heutiger Schreibweise folgen:

An Korn. Das Viertel an Zehnten unseres gnädigsten Fürsten und Herrn allhier zu Laufenselden tut in gemeinen (gewöhnlichen) Jahren ungefährlich 28 oder 30 Mainzer Malter Korn. An unseres g. F. u. Herrn Zehnten zu Guppert auch zum vierten Teil, ungefährlich 3 Malter. Von der

Mühlstatt in der Niederdörf, Mertins Mühl genannt, 4 Limburger Simmern Korn, und wenn der Müller die Pfarrwiese wässert, sinds nur 2 Simmern. Von den ausgefelde (auswärts gelegenen Aern) auf der Aderbach und einigen andern bekommt der Pfarrer das Viertel solchen Zehnten, tut etwa 1 Firsel oder 1 Simmern Korn.

An Hafer. Das Viertel am Zehnten unseres g. F. u. Herrn allhier zu Laufenselden, tut im gemeinen Jahr an 26 Sad Hafer; desgleichen das Viertel an Erbsen, Widen, Flachszehten. An unseres g. F. u. Herrn Zehnten zu Guppert das Viertelschen, tut an Hafer ungefähr 3 Sad. Zwei Limburger Simmern gibt jährlich Abraham Klump; steht auf „Pfeifers Gut“. Es hat ein Pfarrherr zu Laufenselden den Zehnten an Frucht und Heuwaach auf dem verfallenen Hof, „Roter Hof“ genannt, so dem Hospital Gronau zusteht, wird solch Einkommen verpachtet jährlich für 3 fl. ungefähr. Von genau bezeichneten Häusern und Hofstätten hat er zu fordern Zehnten — Lämmer — Ferkel und — Hähnen.

Geldzins. Neun Gulden hat der Pfarrer zu Laufenselden von der Predigt zu Redenroth, geben jährlich der Capellen Hofleut. Zwei Goldgulden werden dem Pfarrer zu Laufenselden jährlich aus dem Gotteskasten daselbst. Noch ein Gulden von des Kastenmeistersamtes wegen (Kirchenrechner). 3 alb. Zins gibt jährlich in die Pfarr Abraham Klump, 4 alb. Jakob Schmidt von Laufenselden, letzteres steht abzulösen mit 4 fl. Summa Geldzins tut jährlich 12 fl. 4 alb.

Wiesenwaach. Summa sumarum alles Wiesenwachses an Wiesen, Grasgärten, Södern tut im gemeinen Jahr ungefähr 21 Fahrten, als man mit zweien Pferden pflügt zu führen.

Ader. Summa sumarum alles Aderfeldes an Bau- und ungebauten Stücken dieser Pfarr zuständig auf die 3 Flur, tut 41 Morgen, 2 Limburger Simmern, deren 3 einen Morgen Saat tun. Und sind diese Ader wie auch die Pfarrwiesen zehntfrei.

Pfarrer Henricus Lacomus klagt darüber, daß der Pfarrer den Fruchtzehnten „mit großer mühe und eigenen Kosten muß sammeln, einbringen (in die Zehntescheuer) und dreschen helfen“, das Viertel am kleinen Zehnten, Lämmern, Ferkeln und Hähnen aber ist der Pfarrer merklich geringert, so daß nunmehr ein Pfarrer bisweilen jahres gar nichts oder 1—2 im Jahr bekommt — „steht zur Obrigkeit erkenntnuß und erhöfflicher Anspruch auf verbesserung.“ Auch die neun Gulden fürs Halten der Wochenpredigt in Redenroth wurden nicht pünktlich entrichtet, der genannte Geistliche sagt darüber: „Wird mir aber von den Nachbarn (Bürgern) daselbst nun von 10 Jahren her 4 fl. hiervon ohne einiges Beamten Bescheid und Billigung, unangesehen meines vielen Klagens und Beschwerung entzogen — steht zu der Obrigkeit bittlicher erkenntnuß und verhoffentlicher restitution.“

Die Pfarrer der Niedergrafschaft Kapenelnbogen waren beinahe ausschließlich auf Landwirtschaft und deren Er-

\*) Dem Pfarrer zu Laufenselden war gewöhnlich ein Adjunktus beigegeben, der zugleich Schulpraeceptor war; seit unmaßstäblichen Zeiten, sagt Pfarrer Chun (1668—1706), war Laufenselden eine Parochialschule, eine Kirchspielschule, die stets von einem Rectoris bedient wurde.



zeugnisse angewiesen. Ihr Vieh trieben sie — Stallfütterung war unbekannt — auf die Weide, mußten davon, wie die andern Gemeindeglieder, den Hütterlohn bezahlen und zur Mästzeit einen Zuhirten (Weihirten) stellen. Das Jahr 1609 brachte hierin eine Änderung, für die Geistlichen eine Verbesserung. Diese ist dem originellen Einfall eines Pfarrers zu Kagenelnbogen zu verdanken. Hören wir in dieser Sache den Wortlaut eines Schreibens eines alten Pfarrers zu Kemel an einen seiner Nachfolger: — „Berichte deswegen hiermit in grund der Wahrheit, das ich in ao 1606 die pfarr Kähmel zu bedienen angefangen, da nicht allein ich, sondern auch alle andern pfarrer solcher Herrschaft (Niedergraffschaft Kagenelnbogen) von ihrem Vieh Zuhirten geben, auch selbstn gleich andern lohnen helfen mußten, welches gewehret, biß ao (anno) 1609 solches vermittels eines pfarrers von Kagenelnbogen geendert worden, denn als selbiger pfarrer von Kagenelnbogen namens Georgius Hergerius, als selbigen tags, als Landgraf Moritz furbey gereiset, diesen hut von ihm geworfen (d. h. von Stellung eines Weihirten befreit hat) ein buch genommen und selbstn am wege, da der Landgraf furbeyreisen müssen, die schweine gehütet, der Landgraf aber, als er vernommen, daß der pfarrer selbiges ortes war, ihn nicht allein trefflich ausgebußet, sondern auch als schänder des Ministerii zum wenigstens zwey wo nicht drey monat suspentiret, daß er keine Cangel besteigen dürften. Damit aber weiter ärgerius möchte verhütet werden, hat Landgraf Moritz kurz nachher eine synode anordnen lassen und einen Doctor von Marburg, der selbiger beigewohnt, nach St. Goar geschickt, allwo unser vierzig pfarrer zusammenkommen, da uns anbefohlen worden, daß kein pfarrer mehr, weder zu Käh noch zu schweinen einigen Zuhirten geben solle, darbey auch die Freiheit erlanget, daß ein jeglicher pfarrer zwey frey, ohne Lohn, treiben dürfte, wolle er aber mehr treiben, solle er den Hirten davon lohnen, aber keinen Zuhirten geben, desgleichen von schweinen solle er vier frey, ohne Lohn, treiben, wo er aber mehr treiben wolle, solle er davon lohnen, aber auch keinen Zuhirten geben, welches ich dem Herrn pfarrer nachrichtlich nicht verhalten wollen, und mag er dieses tragen, wohin er will, denn ich solches bei meinem gewissen rede, und vielleicht noch andere reden können, wann sie die wahrheit reden wollen vormit dem Herr pfarr sampt den lieben seinigen der allgewaltigen obhut gottes treulich empfehle und verbleibe des Herrn pfarrers dienstwilliger Freund Nicolaus Weislich, alter pfarrer.“

Aus einer alten Kirchenrechnung ist zu erkennen, daß man für Arme warmes Herz und offene Hand hatte, daß nicht bloß Einheimische, sondern auch Auswärtige, ohne Rücksicht auf ihr Verkommen, unterstützt wurden. Wir finden unter den Unterstützten Männer aus Heidesheim, deren Gebäude abgebrannt, einen von den Jesuiten vertriebenen Pfarrherrn außm Stift Würzburg, einen armen Refruten von Wised bei Gießen, „hatte Brief und gut Zeugnuß vom Hauptmann dasebst“, einen armen Alten von Ehlhalten, Leute von Homburg auf der Höhe im Hesselande etc.

Die Reformation wurde 1534 eingeführt von Johannes Wagner, welcher von Luther selbst examiniert und ordinirt worden war; ein altes Kirchenbuch sagt: „Der 1. Pfarrer althier a tempore Reformator ist gewesen Johannes Wagner Schwalbachensis anno 1534. Dieser Johannes Wagner wurde 1593 zum Pfarrer in Klingelbach ernannt. Seine Bestallungsurkunde lautet: „Wir dechant und Capitell Bleidenstadt bekennen öffentlich vor uns und unsere Nachkommen, daß wir auf Schreiben und Vorbittens des Durchlauchtigsten Hochgeborenen unseres gnädigsten Fürsten von Hessen den Altar zu Klingelbach unseren lieben Frauen in unserer Pfarrkirche zu Klingelbach, welche entliebt ist durch absterben Herrn Pfarrers seligen zu Klingelbach dies letzten Besizers confirmiren und geben den würdigen Herrn Johann Wagner zu Laufenfelden, „luter (lauter) umb Gotteswillen“ sammt seinen Gütern und Gerechtigkeiten doch dermaßen und Gestalt, daß er solchen Altar mit all seinen Gütern nicht lassen verloren werden und den Pfarrkindern das Wort Gottes, das der Seelen Speise ist, reinlich und luter predigen, daß daraus kein Schaden erwachse. Solches hat er in unsern Statuten wirklich gelesen und geschworen und seinen Revers mit seiner eigenen Handschrift uns übergeben.“

Daß zu wahren Urkund haben wir Dechant und Capitell unser Capittel-Innigell herangebracht (anno 1539). Nach dem älteren Kirchenbuch war der 2. Pfarrer nach der Refor-

mation Vitus N., ein ehemaliger Mönch zu St. Pantaleon in Köln, der 3. Jakob Caesar — 1559 — dessen Nachfolger Henricus Laucumus, also Steinmeyer, von welchem ebenfalls ein Verzeichniß der Einkünfte der Pfarrei noch vorhanden ist. Im Jahre 1586 finden wir den Pfarrer Valentin Imhoff zu Laufenfelden, von welchem das vorn aufgeführte Verzeichniß der Einkünfte der Pfarrei herrührt. Er ist nicht der Verfasser der „Hessischen Chronik“, wird aber von einigen, wie wohl nur vermuthungsweise, für einen Sohn des Joseph Imhoff, des Schreibers der Hessischen Chronik, gehalten. Er hat eine Chronik der Niedergraffschaft Kagenelnbogen geschrieben. Der Nachfolger dieses Imhoff ist Pfarrer König, der sich auch Lex Regulus nennt. Ihm wurde am 27. Dezember 1607 ein Pasquill auf die Kanzel gelegt, das, da es die Denkart der damaligen Zeit kennzeichnet, hier Platz finden mag. Sein Wortlaut: „Herr Barherr, ihr sollt unser seelsorger sein, ihr seind nicht würdig dazu, das ihr sollt den altar ansehen — ihr seind nit ein pfarrherr wie andere, die das hochwirdige abendmal haben auf den lieben Chresttag wie von altersher gehalten und wollet darzu die Leut mehr bringen und verführen wie die andern Pfaffen. Und ihr seind nit wirdig darzu, das ihr sollt das hochwirdige abendmal halten. Das ist ein böß Exempel mit euch, denn der Deusel will auch leut hant, die Gotteswort verführen und außrotten. Gott der allmechtige wolle bei uns sein und wolle uns weisen zu dem Rechten Glauben“. Die Strafe folgt der Tat beinahe auf dem Fuße; nach wenigen Tagen wird der Schreiber Philipp Orth, Caspars Leyenbeders Lehrbub, zu 50 fl. Strafe, der Anstifter, Martin Langschieb, zu 300 fl. zu hinterlegen verurtheilt. König dürfte bis zum Jahre 1613 Pfarrer zu Laufenfelden gewesen sein; nach ihm finden wir dasebst Johann Caesaris, der wohl bis erste Hälfte der dreißiger Jahre seines Amtes dasebst gewaltet hat. Mit der Gemeinde hat Caesar bedeutenden Streit wegen des Pfarrguts. Dieses war im Jahre 1609 verkauft worden für den Preis von 2036 Gulden, der Pfarrer erhielt den Zins davon jährlich auf Martini von den einzelnen Käufern. Die Güter sind ihm später wieder eingeliefert. Unterdessen trugen sich Irrungen zu. Caesar verlangt ein Jahr weiter Zins, wie ihm gebührt, und, was mehr ist, den Gulden will er zu drei Kopfstück gelegt haben; so sagt eine Eingabe der Bürgerschaft an den Amtmann. In 10 Punkten widerlegt und entkräftet Caesar die Anklage; nach seiner Angabe hat er in dem Pfarrgüterstreit 30 Thlr. 1/2 Kopfstück Unkosten. Pfarrer Caesar verehrt in die Darmstädter Bibliothek eine hebräische Bibel. — Sein Nachfolger war Henricus Tector, der sich 1634 beim Fürsten wegen schlechten Eingangs des Zehnten beklagt; am 23. Juli 1634 schreibt er an den Amtmann: „Ew. Wohlgeboren überschide ich hiermit die Fürstliche Zehnteordnung, wie dieselbige von Zaphet Gunsten — Seligen Keller zu Hohenstein ist gestellet worden“; er ersucht, sie den Bürgern ins Gedächtnis zu rufen und bestätigen zu wollen. — Im Jahre 1668 wird Pfarrer Johannes Sartorius von Laufenfelden nach Nochern versetzt. Wir finden diesen Herrn in 1666 wegen des Zehnten in Streit mit den Pächtern der zum Kloster Gronau gehörenden Acker und Wiesen. Er war also der Nachfolger des Pfarrers Tector. Nach Weggang des Pfarrers Sartorius in 1668 wird die Pfarrstelle zu Laufenfelden Philippus Chun übertragen, der sie bis 1706 inne hatte. Ein streitbarer Held! Auf grund alter Akten kann gesagt werden, daß er mit den Seinigen, mit seinem Adjunctus, dem Reservat-Commissarius von Stepperad, der Gemeinde, mit dem damaligen Lehrer etc. in Fehde gestanden. Alte Rechte, die man seinem Vorgänger abgerungen, sicherte er der Pfarrei aufs neue; in einer großen Anzahl Eingaben verhandelt er mit der Behörde um alle nur möglichen Dinge: über Personal- und Realfreiheit seines Knechtes, „auch wann etwan ein solcher an Knechtsstatt gedingte Hofmann leibeigen wäre, ob er solcher Freiheit, ihn im Land zu behalten biß zu besserer Zeit, genießen könne“, bald über Fort und Mastgeld, bald klagt er über seinen Adjunctus Vietor wegen Teilung der Accidientien, Früchte, Zehnten, auch weil er ihn angeblich nicht respectirt u. s. f. Alle diese Eingaben sind mit juristischer Schärfe ausgearbeitet; sicher war Chun ein besonders begabter, zielbewußter, auch selbstbewußter Mann; einer seiner Eingaben verdanken wir wesentliche Angaben über die Schulverhältnisse des Dorfes. Nach seinem Tode bemühen sich die Einwohner Laufenfeldens und der Filiale Redenroth Chuns Adjunctus Vietor als Pfarrer zu erhalten. St. Goar ist gegen Vietor,



er wird ein Erzfeind der Reformation genannt, erhält die Stelle auch nicht, sondern **H e r b e r** von Dickschied, „der gelehrteste in der Niedergrafschaft“ wird Chuns Nachfolger (1706–1722). Elias Antonius S a r t o r i u s, bisher Pfarrer zu Padersberg, wird 1722 nach Laufenselden versetzt; 1742 erlucht er, wegen seines hohen Alters ihm einen Gehilfen zu geben; er starb 1744. Auf Stempel Nr. 10 — (16 alb.) finden wir vom Jahr 1744 folgende Verfügung: „Nachdem Wir den von Unserm Consistorio unterthänigst erstatteten Bericht und ohnmaßgeblich gethanen Vorschlag in Gnaden approbirt mithin dem Pfarrer Otto zu St. Goarshausen die vakante Pfarrstelle zu Laufenselden in der Hohensteiner Classe kraft dieses conferiret haben. Als wird erwehntes Consistorium sich danach unterthänigst zu richten und darunter das Weitere gewöhnlicher maßen zu verfügen wissen.“ Otto erlucht, ihm die Reise nach Cassel zu erlassen und ihm zu gestatten, bei dem Reservat-Commissar Dr. Boza „Eid-Pflicht“ ablegen zu können. Am 5. Mai 1750 zeigt St. Goar an, daß Pfarrer Otto gestorben und schlägt „zwei Subiecta“ vor: Johann Heinrich Fund, bisher Pfarr-Adjunctus zu Meilingen, und „Ehren Voller“, Pfarrer zu Hohenstein; dieser ist von Laufenselden bürdig, und wünschet an seinem Geburtsort der Kirche zu dienen. Doch keiner der vorgeschlagenen Herrn erhält die Stelle; am 14. Juni 1750 wird der Candidat der Theologie und Schulpfarrer Büß zu Nassätten zum Pfarrer in Laufenselden ernannt. Sein Sohn, Johann Georg Valentin Büß, ward 1772 Adjunctus seines Vaters, der 1774 starb. Sein Nachfolger, S a s e n k a m p von Oberwallmenach, starb 1790. Durch Rescript des Landgrafen Wilhelm, Weissenstein, 23. Mai 1793, wird Mathäus W a g n e r, seither Pfarrer zu Padersberg, zum Pfarrer in Laufenselden ernannt, woselbst er am 17. August 1808 starb. „Das Amt hat über das Vorhandensein und Alter minderjähriger Kinder oder andern sonstigen etwa vorhandenen Gründen zur Errichtung eines Inventarii albalb das nötige zu berichten“; das fordert das Gericht zu Langenschwalbach, am 23. August 1808. Am 15. September 1809 beschwert sich Pfarrer Fund gegen die Witwe Wagner, resp. deren Sohn Gottlieb Sebastian, welcher aus den Pfarrställen mehrere Viehreifen mitgenommen, die die Gemeinde hat machen lassen; auch wegen des Befolgungsholzes entbrennt Streit zwischen Fund und den Hinterbliebenen seines Vorgängers. Damals, wie heute noch oft! Fund stirbt 1825; sein Nachfolger war Friedrich S n e l l 1826 bis 1839, der gelehrte Sohn des berühmten nassauischen Schulrats Dr. Chr. W. Snell. Beim Amtsantritt des Pfarrers Snell ist Kedenroth, welches früher zur Pfarrei Aderbach gehört hatte, darauf eine kurze Zeit mit Laufenselden verbunden war, sodann vom Pfarrer Fild in Dörsdorf versehen wurde, wieder als Filiale mit Laufenselden verbunden worden. Am 1. April 1840 wurde Pfarrer Carl Rittersbacher nach Laufenselden versetzt, der 1849 in Ruhestand trat. Bis zu seinem Tode, 1853, wurde die Stelle von den Vicaren W e i s b r o t, zu Hohlenfels geboren, und von 1851 von Bidel verwaltet. Von 1854–1865 amtiert Pfarrer C. T. W e s t e r b u r g e r in dem Orte; am 1. Mai 1865 wird Pfarrer S c h ü l e r nach Laufenselden berufen. Snell hat die Civildgemeinde, und Schüler, dessen Name heute noch mit Hochachtung in Laufenselden genannt wird, haben Einwohner des Dorfes ein schlichtes Kreuz auf ihren Ruhestätten errichtet. Es folgen: Moser 1880–1890, 1890 bis 1897 A n s p a c h, 1897–1900 W. M ü l l e r; in 1900 wird M i c h e l nach Laufenselden berufen.

Die Kirche zu Laufenselden hat einen hohen, viereckigen Westturm mit nach oben verzüngter Breite; er trägt die Jahreszahl 1720. Der Grundstein zum Turm wurde am 12. Mai 1718 gelegt; „am 20. August 1720 ist man mit dem Aufschlagen unseres neuen Kirchturms fertig geworden, und ist, gottlob! alles ohne Schaden abgegangen“, den 6. desselben Jahres ist der Dahn aufgesteckt worden. Das Schiff ist ein viereckiger Saalbau mit gerade geschlossenen Fenstern und gebogener Bretterdecke; an dieser fand sich Malerei, „das jüngste Gericht“; leider aber ist dieselbe gelegentlich einer „Renovierung“ anfangs der 60er Jahre verfloßenen Jahrhunderts mit Kalk überstrichen worden. Wann dasselbe erbaut wurde, das läßt sich heute kaum feststellen, da bei einer großen Feuersbrunst im Jahre 1692 das Pfarrhaus „samt allen darin befindlichen Dokumenten in Rauch aufgegangen ist“. Das Chor ist spätgotisch, achteckig, mit zwei rippenlosen, spitzbogigen Kreuzgewölben. Wahrscheinlich ist die vorn erwähnte, 1301 neu gebaute Kapelle als Chor der Kirche benutzt worden. Der in der Kirche sich vorfindende Taufstein ist vom Ende

des 15. Jahrhunderts; er ist achteckig auf viereckigem Sockel. Bemerkenswert — sagt Luthmer — ist er durch die ziemlich kunstlosen Reliefs, die sich unter einem Rundbogen auf den Seiten des prismatischen Beckens befinden: die vier Evangelisten, Maria mit dem Christkind im Strahlenkranz, das Haupt Christi auf dem mit einem Kreuz belegten Nimbus, der leidende Christus mit einer Dornenkrone, Johannes der Täufer mit einem Lamm.

¶

## Das Marceau-Denkmal bei Höchstebach.

Von Landrichter S. Eichhoff in Neuwied.

Vor einiger Zeit las ich in Ihrer Beilage „Alt-Nassau“ Nr. 5, 1915, einen Aufsatz von Hauptlehrer Schepp-Diez über „das Marceau-Denkmal bei Höchstebach“, in dem Schepp aus persönlichen Erinnerungen schöpfend — er kam am 1. Mai 1863 als Herz. Kass. Lehrgehilfe nach Höchstebach — Mitteilungen über das alte und das neue Denkmal macht. So dankenswert derartige Beiträge zur Geschichte unseres Nassauer Landes sind, so bedauerlich ist es aber auch, wenn durch sie Irrtümer verbreitet werden; leider sind auch Herrn Schepp Irrtümer unterlaufen, deren Richtigstellung geboten erscheint. Ich bin dazu in der Lage, weil ich vor einigen Jahren Gelegenheit hatte, das ganze von Postmeister a. D. Heymann-Selters sorgfältig gesammelte urkundliche Material über den Bau des jetzigen Marceau-Denkmal einzusehen. Ich habe es f. Zt. zu einem im „Westwälder Schaulandsland“, der Monatschrift des Westwälder Klubs, erschienenen Aufsatz „Zur Baugeschichte des Marceau-Denkmal“ (Jahrgang 1912, Nr. 10–12) verwendet und konnte dabei aus den Akten Heymanns feststellen, daß leider gerade das Marceau-Denkmal sehr häufig in der Tagespresse und in anderen Veröffentlichungen mannigfaltigen Irrtümern ausgesetzt gewesen ist. Leider scheint Herr Schepp meinen Aufsatz nicht gelesen zu haben, er würde sonst nicht zu seinen Angaben gekommen sein.

Nun zu seinen Irrtümern: 1. Das Denkmal ist nicht aus rotem nassauischen Sandstein, sondern aus rotem Trierer Sandstein; leider ist der Sandstein bei früheren und auch bei der letzten Aufrißung des Denkmal im Jahre 1912 mit Ölharbe bestrichen worden. 2. Schwerer wiegen die Irrtümer des Herrn Schepp bezüglich der alten Inschrift. Richtig ist, daß die alte, dem General Marceau von seinem Freunde Capitaine de génie Souhait gesetzte Denktafel bei dem Aufbau des heutigen Denkmal verwendet wurde, aber sie trug folgende Inschrift:

Ici fut blessé  
le 19<sup>e</sup> septembre MDCCCLXXXVI  
Marceau  
général français  
Il mourut estimé pleuré  
du soldat, de l'habitant et de l'ennemi.

Die alte Denktafel befindet sich mit dieser Inschrift heute als vordere Inschrifttafel am Denkmal. Auf besonderen Wunsch des französischen Gesandten Comte de Reiset wurde sie unverändert, nur passend zugehauen, als Hauptinschrifttafel eingesezt. Der Wortlaut der von Schepp fälschlich als Inschrift der alten Denktafel mitgeteilten lateinischen Inschrift ist von dem Gesandten mit der Bestimmung an Heymann gesandt worden, ihn auf der rückseitigen Platte anbringen zu lassen. Da er zu umfangreich war, hat Heymann ihn an passender Stelle geteilt und ihn auf den beiden Seitenplatten anbringen lassen. Die Rückseite blieb zunächst frei. Später ließ Heymann, um ein kostspieliges — 1886 allerdings doch angebrachtes — Schutzgitter zu vermeiden, auf die einseitigen frei gebliebenen Rückseite folgende Schutz-Inschrift einhauen:

„Hier wurde verwundet  
den 19. September 1796  
der französische Feldherr  
Marceau.  
Er starb, beweint vom Soldat,  
geachtet von Freund und Feind.“

Deutsches Volk!

Dieses einem edlen Toten gesetzte Denkmal wird Deinem Schutze empfohlen, schütze es, wie Deine Väter die alte Denktafel geschützt haben.“



So haben die drei Inschriften, die alte französische, die lateinische und die deutsche, jede ihre besondere Geschichte.

Interessant war mir, in Herrn Schepp noch einen Augenzeugen über den Zustand des alten Denkmals kennen zu lernen und durch ihn zu erfahren, daß die alte Denktafel, was aus den Alten Heymanns nicht hervorgeht, aus Schupbacher Marmor hergestellt war. Da er das alte Denkmal nach dem 1. Mai 1863 noch gesehen hat, so muß dies kurz vor dem Abbruch gewesen sein, da das heutige Denkmal, wie er richtig mitteilt, am 17. Juni 1863 an den Herzoglichen Amtmann Heyn (nicht Heye) von Sackenburg und den Bürgermeister Börner von Höchstebach — an letzteren als Vertreter der Gemeinde, der Grundeigentümerin des Platzes — durch Heymann im Auftrage des französischen Gesandten übergeben wurde.

\*\*\*

## Bischof Nikolaus I. von Speyer.

Ein Wiesbadener Bürgersohn.

Von Meta Escherich.

Ein eigenartiges Schicksal wollte es, daß im 14. Jahrhundert nacheinander zwei geborene Nassauer auf dem bischöflichen Stuhle zu Speyer saßen. Der erste war Graf Adolf von Nassau, der sich bereits mit achtzehn Jahren, 1371, die Mitra aufs Haupt drücken ließ. Jugend war damals kein Hindernis, zu höchsten Stellen zu gelangen, wenn man aus vornehmerm Hause stammte. Graf Adolf trug sich in jenem Alter sogar schon mit höheren Plänen, indem er nach dem durch den Tod seines Onkels Gerlach frei gewordenen erzbischöflichen Sitze von Mainz blickte. Er kam auch in die Wahl, aus der aber Johann von Linvei als Sieger hervorging. So mußte er sich mit der ihm gleichsam zum Trost verliehenen Speyerer Inful begnügen, was ihm aber nicht lange behagte; denn schon zwei Jahre später sehen wir ihn, nachdem Johann von Linvei einer rätselhaften Vergiftung erlag, aufs neue nach der Mainzer Erzbischöfswürde streben. Wieder zwar ging aus der Wahl ein anderer, Ludwig von Meissen, hervor; aber Adolf nannte sich nun „Vormünder und Pfleger des hl. Stuhles zu Mainz, verpflichtete sich, den Mainzischen Adel durch reichliche Austeilung von Lehen und zog mit starkem Troß in des Markgrafen von Meissen Stammland, dort alles zerstörend und verwüstend. So mit Gewalt von Recht erzwang er sich den erzbischöflichen Stuhl, den er fortan behauptete. 1379 gelang es ihm endlich, durch seine Parteinahme für den schismatischen Papst Clemens VII. von diesem die Verleihung des Palliums und somit die rechtmäßige Anerkennung zu erreichen. Von da an nannte er sich Erzbischof von Mainz und Vormünder des Stifts Speyer. Seine Rechte in Speyer gab der herrschsüchtige Fürst nicht auf, auch nicht als Speyer 1381 durch Papst Urban VI. einen neuen Bischof erhielt.

Dieser Bischof war Nikolaus I., ein Wiesbadener Bürgersohn.

Wir sehen die Weltgeschichte nach Speyer hereinspielen. Der große Konflikt des Schismas flutet in den Bistümern in kleinen Händeln und Intriguen aus. Zwischen Mainz und Speyer setzt sich der Kampf von Avignon mit Rom fort. Nur daß Nikolaus an Urban VI. im fernen Rom in seinen Diözesan-Angelegenheiten so wenig Hilfe hatte, als Erzbischof Adolf an seinem französischen Papst. Die beiden gegnerischen Landsleute waren in ihrem Kampf auf sich selbst angewiesen.

Für Nikolaus gestaltete sich die Lage von Anfang an äußerst schwierig. Als Bürgerlicher nahm er von vornherein eine Sonderstellung ein. Er hatte keinerlei Anhängerschaft, wie sie die adeligen Herren besaßen, auch kein Vermögen. Zunächst suchte er sich Freunde durch Vergebung von Forderungen und Lehen zu erwerben. Wo er, wie sein Biograph Remling sich ausdrückt, „mit zärtlicher Unterhandlung“ nicht zum Ziele kam, wandte er das rauhere Mittel der Beschlagnahme der Einkünfte und Gefälle an. Zu seinen Freunden zählten bald der Domdechant Johann von Gudensberg, die Kapitulare Heinrich und Gerhard von Ehrenberg, Dither Ruße, Johann und Dietmar von Walen, Heinrich Bayer von Boppard, ferner der Markgraf Bernhard von Baden und die Ritter Wolf von Winnstein und Hummel von Staufenberg. Größer aber war die Zahl der Gegner,

besonders im Domkapitel, wo Adolf von Nassau sich seinen Anhang zu erhalten wußte, und die Widerspenstigen mit Gefangenschaft und Vertreibung von ihren Pfünden bedrohte.

Die Doppelherrschaft gereichte dem Bistum Speyer nicht zu seinem Nutzen. Adolf schaltete als ein gewalttätiger Herr. Nikolaus, gerecht und friedliebend, suchte mit redlichen Mitteln seine Rechte dem an Macht weit überlegeneren Rivalen gegenüber zu wahren. Schritt um Schritt mußte er sich die einzelnen festen Plätze des Bistums erkämpfen. Nach achtjährigem Ringen kam es endlich, 1389, dank der Vermittlung einiger mächtiger Herren, insbesondere des Pfalzgrafen Ruprecht, der dem Bischof freundlich gesinnt war, zu einem Vergleich, der jedoch Nikolaus' Lage kaum verbesserte. Wörtlich wurden darin wohl gleiche Rechte für beide Teile vereinbart, aber nach den bisherigen Reibereien war an ein friedliches Zusammenarbeiten nicht zu denken.

Bischof Nikolaus sah schweren Jahren fruchtloser Kämpfe entgegen. Er fühlte, wie dieser zwiespaltige Zustand, der der Diözese täglich nur Unruhe und Verwirrung brachte, seine eigene Kraft aufrieb. Mit bedrücktem Gemüt wird er seinen ihm überall erschwerten Pflichten nachgegangen sein. Jetzt aber war die Stunde gekommen, wo ihm das Schicksal half. Unerwartet ereilte am 6. Februar 1390 den noch im besten Mannesalter stehenden Erzbischof Adolfs der Tod.

So kam Bischof Nikolaus endlich zur vollen Herrschaft in seinem Gebiet. Aber Friede war ihm deshalb nicht beschieden. Sowohl mit seinem Domkapitel, als mit dem weltlichen Adel, als auch mit dem Rat der Stadt Speyer lebte er in beständigen Mißbilligkeiten. Irgend etwas Widerborstiges muß in seinem Temperament gelegen haben, daß er es geistlichen wie weltlichen, adeligen wie bürgerlichen Leuten so gar schwer machte, mit ihm Umgang zu pflegen. Mit dem Speyerer Rat stand er auf so bösem Fuße, daß er überhaupt die Stadt nie betrat. Er lebte auf seinen verschiedenen Burgen, früher auf der Kastanienburg, später meist auf der Kehlenburg und auf Obergrombach.

Die wenigen Jahre, die ihm nach Adolfs Tode leider nur mehr vergönnt waren, nützte er nach Möglichkeit, die schweren Schäden, die der vorige Zustand dem Bistum zugefügt, zu bessern. Es lag nicht in seiner Kraft, sie alle zu heilen. Das Bistum war elend herunter gewirtschaftet und Nikolaus standen nur wenige Hilfsquellen zur Verfügung; doch mag es für seine Opferwilligkeit bezeichnend sein, daß er sich bei der Abtragung der auf dem Hochstift lastenden Schulden mit seinen eigenen Einkünften beteiligte.

Ein großes Verdienst erwarb er sich auch durch seine Bautätigkeit. Kehlenburg, Rietburg, Lauterburg, Obergrombach, die Burgen zu Ubenheim, Rothenberg, Deidesheim und Bruchsal wurden unter ihm ausgebaut, vergrößert und befestigt, zu Jockgrim am Rhein entstand ein stattlicher Neubau. Daß er zur teilweisen Bestreitung der Baukosten das Domkapitel heranzog, war, da seine Bauten den Charakter von Landbefestigungen hatten, durchaus erlaubt, wurde ihm aber trotzdem stark verübelt. Wieder war es der Pfalzgraf Ruprecht, der vermittelnd eingriff und diesmal zwischen ihm und dem hartnäckigen Klerus eine Versöhnung zustande brachte, wonach die Kapitulare zu einer Steuer zur Deckung der Hochstiftlichen Schulden herbeigezogen wurden.

Von den heute noch erhaltenen Burgen ist schwer nachzuweisen, welche Teile auf die Zeit des Bischofs Nikolaus zurückgehen, da die meisten dieser Burgen im 15. Jahrhundert durchgreifende Um- und Neubauten erlebten; doch lassen die beträchtlichen Kosten, von denen die Chroniken melden, darauf schließen, daß der Bischof bedeutende bauliche Anlagen unternahm. Seine eifrigen Bestrebungen drängen sich auf nur wenige Jahre zusammen, denn bereits am 7. Juni 1396 starb er.

Noch um seine Leiche tobte der Kampf. Die Rats Herren von Speyer weigerten sich, dem Bischofsfarge nach altem Brauche entgegenzugehen und ihn vom Stadttor nach dem Dom zu geleiten. Weil Nikolaus im Leben ihre Stadt verschmäht hatte, wollten sie den Toten fränken. So wurde der Leichnam heimlich durch ein Nebenpförtlein in die Stadt gebracht und durch den Klerus im Dom würdig beigesetzt.

Nach allem, was uns die Geschichte über Bischof Nikolaus meldet, war er keine unbedeutende Persönlichkeit. Das beweist die Masse seiner Feinde. Die Mittelmäßigkeit hat selten Gegner.